

Werk

Titel: Empirie und Philosophie

Autor: Weizsäcker, V. von

Ort: Berlin

Jahr: 1917

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?34557155X_0005|log532

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Größe erreichbar und ein bestimmtes Durchschnittsalter vergönnt: die Buchen werden bis 300 Jahre alt, die Lärchen bis 600, die Fichten 1200 Jahre usw. Der Tod, der dann die Baumgreise ereilt, findet nicht darin seine Begründung, daß den alternden Vegetationspunkten die Disposition zu weiterem Wachstum abhanden gekommen wäre; wachstumsfähig bleiben diese vielmehr ständig — wohl aber machen sich allmählich Ernährungsstörungen um so stärker fühlbar, je weiter der Weg vom Erdreich zu den immer höher sich hinaufschiebenden Vegetationspunkten wird: einzelne Äste sterben ab, die Krone verschulden mehr als ein Faktor: einer von ihnen ist die lediglich durch normale Entwicklungsvorgänge bedingte Unterernährung der Triebspitzen.

Empirie und Philosophie.

Von V. Frhr. v. Weizsäcker.

Weit über die Bannmeile der Wissenschaft hinaus hat jenes von *Siemens* so genannte „naturwissenschaftliche Zeitalter“ seine Wirkungen entfaltet, und diese sind heute gewiß nicht abgeschlossen. Aber die Verallgemeinerung jenes spezifischen Geistes, die prinzipielle Überhebung, das, was man als naturwissenschaftliche Weltanschauung bezeichnete, scheint doch in an nähernder geschichtlicher Abgeschlossenheit hinter uns zu liegen. Zwei an sich trennbare Dinge waren hier eng verbunden und gemeinsam zu überwinden. Das eine war der Glaube, daß die Natur das Maß aller Dinge, die moderne Betrachtungsform der Natur der Schlüssel zur wahren Erkenntnis aller Dinge sei: der Naturalismus. Und das andere war ein Erbteil jener Kämpfe zwischen den Ausläufern der sog. romantischen Philosophie und der empirischen Forschung, es war die Gegensätzlichkeit zwischen Empirie und Philosophie überhaupt, die Philosophiefeindlichkeit und Aphilosophie der Empiriker. Naturalismus und Empirismus aber haben aufgehört, ein Feldgeschrei zu sein. Die Geisteswissenschaften haben sich durch die Tat und dann auch durch die Theorie von den Formeln des Naturalismus befreit, und nur in den Naturwissenschaften selbst stößt die Umbildung des theoretischen Wirklichkeitsbegriffes auf stärkeren Widerstand; dieser harret noch der — auch ihm nötigen — Befreiung vom Naturalismus des vorigen Jahrhunderts. Der Empirismus andererseits, philosophiefeindlich wie er war, ist als Prinzip selbst ja nur eine philosophische Richtung, eine flüchtige und nicht originelle Erscheinung auf dem Felde des Streites der Meinungen. So stehen wir im Wechselspiel von Anziehung und Abstoßung zwischen Empirie und Philosophie heute gewiß in einer von anziehenden Kräften beherrschten und belebten Phase der Entwicklung: beide suchen einander. — Das Verhältnis von Empirie und Philosophie ist

denn auch geistesgeschichtlich ein Angelpunkt — vor *Kant* und in neuer Gestalt seit *Kant*. Denn in seinem Begriff der Erfahrung waren neuzeitliche Philosophie und Empirie zum erstenmal in ein Gleichgewicht gesetzt, welches das Denken der Naturwissenschaft völlig zu befriedigen schien, zugleich aber die kopernikanische Entdeckung der Selbständigkeit der reinen Vernunft brachte. Inneres Gesetz aber führt von dieser ersten Erlösung der Vernunft zu schier schrankenloser Freiheit, zum „System der Vernunft“ der großen nachkantischen Philosophie und damit zur tiefsten Entzweiung mit dem neu erwarteten Wirklichkeitsbegriff der Natur- und Geschichtsforschung. Zwar scheint der Neukantianismus für einige Zeit den Riß zu verdecken, aber doch nur so lange, als er die letzten Entscheidungen, an welchen Vernunftsystem und empirische Wissenschaft sich trennen sollten, künstlich fernhält. Abermals gehorcht die Gegenwart dem Gesetz der Geschichte, indem einem „Zurück zu *Kant*“ das „Zurück zu *Fichte* und *Hegel*“ gefolgt ist.

Soll sich das fruchtlose Beginnen wiederholen und von neuem jenes hoffnungslose gegenseitige Unverstehen, welches *Hegel* und die empirische Forschung trennte, in die Wissenschaft einziehen? Oder sind im wissenschaftlichen Bewußtsein der Gegenwart andere, neue Grundlagen vorhanden, auf welchen ein harmonischer Bau entstehen kann?

Eine ähnliche, wir sagen Schicksalsfrage der Wissenschaft wird aber vielleicht eine andere philosophische Bewegung der Gegenwart stellen, die an Selbständigkeit, Ausbreitung und Bedeutung den Hegelianismus heute noch übertrifft: die Wertphilosophie. In dem Maße, in dem diese sich anschickt über Methodologie und Erkenntnistheorie hinauswachsend die Gesamtheit der philosophischen Probleme systematisch zu ergreifen, in dem Maße wird auch der unermeßliche Dualismus, die Kluft sichtbar werden, welche zwischen dem Reich der Wirklichkeit und dem Reich der Normen, des Geltens, der Werte befestigt ist. Noch läßt sich nicht voraussehen, wie dieses System der Werte zu Inhalt und Fülle gelangen wird. Darum ist auch nicht vor auszusehen, ob wir, wenn wir das System der Werte einmal vor uns liegen sehen, bei solcher „Zweiweltentheorie“ von einer organischen Einheit der Wissenschaft überhaupt noch sprechen können, ob empirische Wissenschaft und Philosophie noch Sprachen sprechen werden, die sich gegenseitig verstehen können. Ob nicht erneut der Kampf um den Inhalt, die Eifersucht der gedoppelten Wahrheit entbrennen wird?

So feindselig Hegelianismus und Wertphilosophie sonst stehen — darin sind sie Genossen, daß der Dualismus der Wissenschaft ihr unvermeidliches Schicksal zu sein scheint. Ob wir dies hinzunehmen haben oder ob es ein Durchgangsstadium sein wird, hat der Lauf der Geschichte zu lehren. Allein man kann das „ob!“ und das

„wie“ einer Einheit aller Wissenschaft einmal dahingestellt sein lassen und die Frage aufwerfen, wie in unserem heutigen naturwissenschaftlichen Denken jener Gegensatz von freischaffender Vernunft und von erfahrunggebundener Erkenntnis sich erfassen läßt, jener Gegensatz, an dem die Einheit des wissenschaftlichen Bewußtseins in Deutschland im 19. Jahrhundert zersplittern sollte. Uns scheint einmal, als ob gerade in der Philosophie ein veralteter Begriff von der Naturwissenschaft fortlebte, ja, als ob diese letztere zuweilen, sich selbst verkennend, hergebrachte Formeln über ihr eigenes Wesen fortschleppte. Und ferner: Jener Gegensatz, den wir in der Vergleichung von gegenwärtiger Philosophie und Erfahrungswissenschaft vorfinden, jener Zwiespalt von Gelten und Sein, von Kategorialem und Gegebenem — er ist ja garnicht an den Unterschied der beiden Wissenschaften gebunden, als vielmehr ein Charakter jeder Wissenschaft, der „erfahrenen“ sowohl wie der „rein denkenden“.

Nur soviel sollte hier zunächst klar werden: Der Dualismus, in dem die gegenwärtige Wissenschaft sich befindet, der Dualismus des philosophischen Prinzips und des empirischen Prinzips ist an sich, als Dualismus des Prinzips unbestreitbar; ob dieser Dualismus jedoch zugleich diese systematische Bedeutung für die Einteilung oder Trennung des Wissens in Philosophie und Empirie besitzt, das soll einmal als zweifelhaft gelten. Es ist denkbar, daß er einen integrierenden Charakter jeder Wissenschaft darstellt, einer jeden Naturwissenschaft, Geschichte, Philosophie oder was immer es sein möge. Als dann wäre der Dualismus der wissenschaftlichen Disziplinen aufgelöst in einen Dualismus im Erkennen, jedem Erkennen selbst. Er gewänne dadurch eine gänzlich abweichende Bedeutung.

In der Tat ist nun — und wir schränken damit die Fragestellung enger ein — das, was man das Prinzip, oder den Geist, oder die Methode des naturwissenschaftlichen Erkennens nennen kann, keineswegs ohne weiteres anerkannt und eindeutig, so daß man es gleichsam mit Händen greifen könnte. Was Naturforschung ist, will, tut, darüber pflegen gerade ganz bestimmte philosophische Grundvoraussetzungen zu entscheiden; ein unmittelbares Bewußtsein über das eigentliche Wesen der Natur und der Naturerkenntnis besitzt niemand. Allerdings sind bestimmte Ansichten hierüber wohl allgemein verbreitet; von erstarrten Schlagwörtern an bis zu der eindringenden Zergliederung, welche Logik und Erkenntnistheorie in den letzten Jahrzehnten geleistet haben, finden wir in irgend einer Abstufung wohl bei jedem Naturforscher eine gewisse Vorstellung vom Wesen seines Tuns. Allein jene verhält sich zu diesen wie Theorie und Wirklichkeit: beide können nach Umständen ihre eigenen Wege gehen. —

Die Materie im Raume ist zwar *einförmig*, sofern sie eben durchgehend im Raume und durch

räumliche Beziehungen darstellbar ist, aber auch *mannigfaltig*, sofern diese räumlichen Beziehungen von Ort zu Ort, von Zeitpunkt zu Zeitpunkt wechseln. Diese wechselnden Beziehungen sind teils mathematisch erfassbar, *geordnet* (etwa wie das Planetensystem), teils mathematisch *ungeordnet* (etwa wie die Wärmebewegung). Außer den mathematischen Ordnungen finden sich an der Materie solche, welche nicht mathematischer Art, sondern qualitativ sind: z. B. der Unterschied von Gravitationskräften und elektrischen Kräften, von ponderabler Materie und Äther. Es finden sich ferner die qualitativen Ordnungen der Chemie. Auch wenn diese qualitativen Ordnungen seinerzeit in quantitative auflösbar sein sollten, so würden sie als *Mannigfaltigkeit* bestimmter Art bestehen bleiben, die Natur würde darum nicht qualitativ, sondern der Grad der mathematischen Beherrschung hätte zugenommen. — Wir finden aber weiterhin die ganz heterogenen Ordnungen der geophysischen und der geographischen Tatsachen: Flüsse, Gebirge und Wolken sind Beispiele von typischen, Umrisse von Kontinenten solche untypischer Gestalten. Und im Reiche der Biologie wiederum ein übersehbarer Reichtum an Gesetzmäßigem ganz neuer Art, nirgends ein Widerspruch mit der unbelebten Natur, selbst gleichsam immer ein Teil und eine Bestätigung der anorganischen Naturerkenntnis und zugleich doch die quantitative und qualitative Mannigfaltigkeit der Physik, Chemie vermehrend um die Tatsachen des morphologischen Aufbaus, der Fortpflanzung, Vererbung, Zweckmäßigkeit, Anpassung, des Stoffwechsels, Wachstums und — der Beseelung. Nicht die Lebewesen allein als solche sind Teile der Materie im Raume, auch ihre Nestbauten, ihre Wanderungen auf der Erde, ihr Zwitschern und Brüllen, die Symbole ihres Liebens und Hassens. Was hilft es, wenn wir das alles „mechanisch“ einmal verstehen sollten (wer möchte die Möglichkeit behaupten oder leugnen?). Auch die Schallwelle vom Munde eines Redners „ist“ sicher „nur“ eine Welle der atmosphärischen Gase, aber sie „ist“ trotz allem Form eines Gedankens, Ausdruck eines Willens, „enthält“ irgendwie das Vollgewicht einer Welt der „Ideen“, der „Normen“, der „Werte“, der „Vernunft“, trägt diese fort zu den Hörern, setzt sich um in eine unübersehbare Folge von materiellen, biologischen, seelischen, ideellen Wirkungen.

So weist ein und dieselbe Materie nicht etwa *eine*, etwa die mechanische Ordnung auf, sondern eine unübersehbare Vielheit und Mannigfaltigkeit der Ordnungen. Gleichviel, wie weit die Durchdringung alles materiellen Geschehens durch mathematische oder mechanische Erklärung einmal gelangen wird — eine prinzipielle Grenze ist in diesem Sinne nicht angebar —, daß chemische Elemente sind, Lebewesen leben, Menschen reden, schreiben, Häuser und Maschinen bauen, Gedanken in materielle Erscheinungen, Werturteile in materielle Ausdrucksformen umsetzen —

all dies wird dadurch nicht weniger wahr, nicht minder Tatsache.

Wo fängt hier *Natur* an, wo hört sie auf? Was von alledem ist Naturwissenschaft, was nicht?

Die Festlegung einer Grenze wird vielleicht einigermaßen willkürlich sein. Wichtiger als die Umgrenzung ist die Erkenntnis, daß die Natur bei solcher Betrachtungsweise nicht als homogen, einförmig, sondern als *heterogen, pluriform* erscheint. Schwerlich kann man, wie geschehen ist, dem Wesen der Naturwissenschaft gerecht werden, wenn man das sie Auszeichnende in ihre *Methode* oder Betrachtungsform legt, etwa so, daß die Überwindung der gegebenen Mannigfaltigkeit durch Gesetze als ihre Aufgabe bezeichnet wird. Diese kann garnicht überwunden, sie kann nur verstanden werden. Auch ist die Mannigfaltigkeit — sei es die des Ungeordneten oder die der Ordnungen selbst — nicht „gegeben“, sondern gesucht. Denn was wir Allgemeingültigkeit der Gesetze nennen, das steht nicht unmittelbar fest; es ist ein Hauptgeschäft, den Gültigkeitsbereich der Gesetze zu erweisen und zu begrenzen. Auch widerstrebt es gerade der empirisch gerichteten Forschung, ihren Gegenstand durch ein bloß *subjektives* Kriterium zu umgrenzen; sie möchte ihren Gegenstand, wenn auch nicht unfehlbar abgegrenzt, so doch nicht in eine subjektive Betrachtungsweise, in einen „Standpunkt“ verflüchtigt sehen. Denn was Natur selbst sein soll, zergeht ihr dabei unter den Händen, verkehrt sich in eine Brille, durch welche die Wirklichkeit gesehen ist, ein Verhältnis, welches gerade dem stärksten Ehrgeiz *empirischen* Erkennens zuwiderläuft.

Wir gingen von einem wesentlich mathematisch-mechanischen Naturbegriff aus, von der Materie in Raum und Zeit. Wir mußten aber zugestehen, daß ein so uniform gedachter Naturbegriff einseitig wäre und nur eine sehr wichtige, aber keineswegs allein vorhandene Ordnung der Materie darstellen würde. Andere Ordnungen eigener Art lagern sich über und in die mechanische. Und unter diesen untereinander fremdartigen, heterogenen Ordnungen der Materie erschienen zuletzt solche, die wir unvermeidlich als vernunftgemäß, vielleicht auch als vernunftwidrig, als wertvoll oder wertfeindlich anerkennen müssen. Zwischen der Erfahrbarkeit mechanischer und vernünftiger Ordnungen scheint nicht einmal ein prinzipieller Unterschied zu bestehen: durch die Sinne kommen sie herein, im Geist werden sie empfangen, Täuschung und Meinungsverschiedenheit gibt es bei beiden. Überdies weisen „mechanische“ und „vernünftige“ Ordnung uns auf zwei anscheinend besonders fremdartige, polar sich verhaltende Ordnungen hin, doch liegen daneben und dazwischen eine garnicht näher zu bestimmende Anzahl weiterer. Der besonders durch *Kants* Autorität so eingewurzelte einseitige Begriff einer mathematisch-mechanischen, nach Gesetzen erkennbaren Natur — wobei *Kant*, seiner

Zeit folgend, wesentlich auf *Newtons* Mechanik fußen mußte — ist in der Tat ganz unvermögend vom heutigen Aufbau der Naturwissenschaften, vom heute vor uns stehenden Naturbild, Rechenhaft zu geben. Der unermeßliche Reichtum, welchen die Naturforschung der letzten 100 Jahre zutage brachte, hat dies Schema verlassen, fordert ein freieres, beweglicheres, unabhängigeres Prinzip. Dieses Prinzip hat einmal der heterogenen Mannigfaltigkeit der Gegenstände der Natur Rechnung zu tragen, ihren mannigfachen Gesetzen, Typen, Entwicklungen sowohl wie ihren individuellen, zufälligen, einmaligen Gestalten; weiter aber wird dieser neue Naturbegriff auch den *Zusammenhang* dieser verschiedenen Sphären einschließen und irgendwie begreiflich machen müssen. Er muß zeigen, wie die Ordnungen aufeinander sich aufbauen, sich durchkreuzen, sich überlagern und durchflechten können.

Dieses Prinzip des Zusammenhanges findet sich nun ohne weiteres in dem, was wir *Naturerklärung* nennen. Eine Überlegung, was Naturerklärung sei, zeigt nämlich, daß jede Naturerklärung nichts ist als die *Herstellung* eben eines *solchen Zusammenhanges zweier verschiedener Ordnungen*. Erklärungen sind immer Zurückführungen einer Erscheinung einer Art auf die Erscheinungen einer anderen Art; so z. B. die Erklärung einer Bewegung durch eine Kraft, der Wärme durch Bewegungen von Molekülen, der chemischen Reaktion durch elektrische Kräfte, gewisser Lebenserscheinungen durch Phänomene der Physik und Chemie, gewisser Sinnesempfindungen durch die Erregung nervöser Elemente usw. Jede solche Erklärung ist eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*, die Herstellung eines bestimmten Zusammenhanges zweier verschiedener Erscheinungsarten, Sphären, Ordnungen. Diese Erklärungen schaffen zwar bestimmte Zusammenhänge, ermöglichen ein bestimmtes einheitliches Begreifen, aber sie schaffen die Heterogenität und verhältnismäßige Fremdartigkeit jener Sphären und Ordnungen nicht aus der Welt; diese bleiben, was sie waren. Der Unterschied zwischen Gold und Blei bleibt, was er war, auch wenn er nur eine Differenz von Zahl und Aufbau der gleichartigen Elektronen bedeutet. Ein zweckmäßiger organischer Vorgang wird ja nicht unzweckmäßig oder zwecklos dadurch, daß wir eine mechanische Erklärung für ihn finden. Und so in allen anderen Fällen. Man hat zuweilen glauben machen wollen, die Naturwissenschaft erziele eine allmählich immer größere „Umwandlung“ des Naturbildes in rein mechanische, mathematisch darstellbare Vorgänge. Man vergaß dabei, daß sie sich damit selbst aufhobe. Denn welchen Sinn hätten all jene Erklärungen, wenn das zu Erklärende sich als völlige Illusion erwiese? Das Besondere, welches uns zur Erklärung gerade auffordert, bleibt auch nach der „Umwandlung“, die die Erklärung bringt, noch immer jenes Besondere; nur erscheint es durchleuchtet, *zusammenhängend* mit dem wei-

teren Umkreis, dem größeren Ganzen der Natur. Erklärung ist nicht Umwandlung und Aufhebung, sondern Verbindung und Einordnung, ebenso sehr Bereicherung wie Vereinfachung. Jede Zurückführung z. B. einer besonderen Erscheinung auf ein allgemeines Gesetz ist zwar eine Vereinfachung der Betrachtungsform, aber zugleich eine Vervielfältigung der Anwendbarkeit des Gesetzes, eine Erweiterung seiner Geltung. Jede Anwendung eines Gesetzes auf einen Vorgang spezifiziert diesen zur besonderen Form jenes Gesetzes.

So wird auch begreiflich, daß die Ausbreitung der Naturforschungen nicht etwa, wie man nach der hier bekämpften Meinung erwarten sollte, eine immer größere Vereinfachung und Uniformität des Naturbildes, sondern vielmehr eine immer noch anschwellende Vielfältigkeit, Differenziertheit der Naturerscheinungen gebracht hat, wie ja ein wahres Zeitalter der Entdeckungen dem Jahrhundert der Mathematik gefolgt ist. Diese Vielfaltigkeit ist nicht das Hindernis, sondern die Voraussetzung einer zugleich erreichten, um so größeren organischen Einheit aller Disziplinen, die sich schon äußerlich darin ausspricht, daß vorher geschiedene Gebiete zu neuen Synthesen sich verbinden: „physikalische Chemie“, „physiologische Chemie“, „pathologische Physiologie“ und vieles Ähnliche. So ist begriffene Wirklichkeit immer vermehrte Wirklichkeit.

Die Einseitigkeit des mechanischen Naturbegriffes also kann man aufgeben, ohne den klassischen Grundlagen dieser Wissenschaft untreu zu werden. Die mechanische Ordnung wäre ohne den Gegenspieler der Vernunftordnung der Naturgegenstände eine Partie ohne Partner. Wie weit der menschliche Geist in der Lösung seiner Aufgaben gelangen mag — dies möge jeder Naturforscher sich selbst beantworten. — Einen abstrakten Wissenschaftsbegriff ersetzen wir so durch einen organischen, dessen Ziel ein universelles System der Natur, keine mathematische Weltformel ist. Ein Physiker wird mit der vernünftigen Ordnung der Materie kaum je zu tun haben, der Physiologe aber oft auf Schritt und Tritt. Aber auch dem Physiker werden die Analoga begegnen. Das Problem, wie eine Kraft eine Bewegung bewirken oder wie sie in die Entfernung wirken könne, ist im Grunde kein geringeres „Welträtsel“ wie die Entstehung des Lebens, die Wirkungen zwischen Leib und Seele. Diese Welträtsel aber mit einem ganz besonderen Ignoramus auszuzeichnen, besteht kaum Veranlassung mehr, wenn man die Heterogenität der Naturgegenstände, die *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*, die jedem Erklären zugrunde liegt, als etwas ganz Allgemeines, das Gefüge der Wissenschaft selbst Ausmachendes einmal erkannt hat.

So liegt in der Überwindung eines engen Naturbegriffes auch ein Teil einer Umbildung des allgemeinsten Begriffes aller Wissenschaft. Daß Naturerkenntnis in steter Überwindung der Heterogenität und zugleich beständiger Neuschaf-

fung des Heterogenen besteht, daß sie gleichsam eingefangen ist in die Aufgabe, das Verschiedene gleich zu machen und mit ihrem Erklären die Verschiedenheit doch eben zu besiegeln, dies alles drückt das aus, was eigentlich die *Dialektik* der Wissenschaft ist. Die Zurückführung einer besonderen Erscheinung auf ein allgemeines Gesetz, eines biologischen Geschehens auf ein physikalisch-chemisches, einer psychischen Tatsache auf eine physische — das alles sind die gewöhnlichsten Handlungen der Wissenschaft, und sie alle enthalten einen unlösbaren Widerspruch. Denn wie kann ein allgemeines Gesetz eine besondere Wirklichkeit erklären, ein abstrakter Gedanke die konkrete Realität? Wie kann eine chemische Reaktion die Zweckmäßigkeit eines organischen Geschehens, eine physiologische Erscheinung eine psychische Wahrnehmung verursachen? Und das eine wie das andere sind Wirklichkeiten; die Zweckmäßigkeit ist ebenso unleugbar und gewiß vorhanden wie die chemische Reaktion, das Gesetzmäßige wie die einzelne Erscheinung. Diese Dialektik der Wissenschaft aber bedeutet ihre Qual, ist der *Inbegriff ihrer Problematik*, ist aber eben dadurch der Quell, aus dem ihr Dasein fließt, die Bedingung ihres Fragens, Forschens, Lebens. Nicht in der Trennung und Entgegensetzung, sondern in der beständigen Verbindung und Durchdringung des Prinzips der Vernunft und des Prinzips der Erfahrung liegt so das Wesen der Naturforschung. Diese umspannt nicht etwa das Reich des Seins und daneben das Reich des Geltens, sondern ihr Tun ist ein Prozeß, in dem das Geltende zum Sein wird, und das Sein wiederum gilt. So gilt, wenn ich etwas erkläre, ein Gesetz für ein Sein; ebendadurch aber wird, was eben galt, zur Wirklichkeit, das erklärte Sein ist die Realisierung des Gesetzes; man sagt dann, das Gesetz sei eine Beschreibung des Seins; und dies gleiche Sein kann im nächsten Augenblick wieder als Erklärungsprinzip eines anderen Geschehens in dieses eingehen, um von neuem dem Wechselspiel des Geltens und Seins (wie vorher) zu verfallen. In dieser ewigen dialektischen Umwandlung muß so jedes Forschen dem Grundgesetz alles Erkennens seinen Tribut entrichten: der dialektischen Beziehung von Denken und Sein, der Negativität menschlicher Erkenntnis.

Damit aber fallen die Schranken, welche Vernunft und Wirklichkeit, Gelten und Sein trennen, nicht; wohl aber hören sie auf, das Prinzip eines Gegensatzes zwischen Empirie und Philosophie sein zu können. Denn in ihrem Wechselspiel liegt hier wie dort die letzte Form und Wurzel alles Erkennens.

Grundlegende Werke der (nicht von ihren Urhebern so genannten) „Wertphilosophie“ sind besonders H. Rickerts *Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung*, 2. Aufl. 1913, und *Der Gegenstand der Erkenntnis*, 3. Aufl. 1915. Ferner E. Lask, *Die Logik der Philosophie*, 1911. Zur Einführung geeignet: *Wandelbands Präludien*, 5. Aufl. 1915, und *Rickerts Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft*, 3. Aufl.